

Eveline Schulze

Vaters Pistole

Authentische
Kriminalfälle

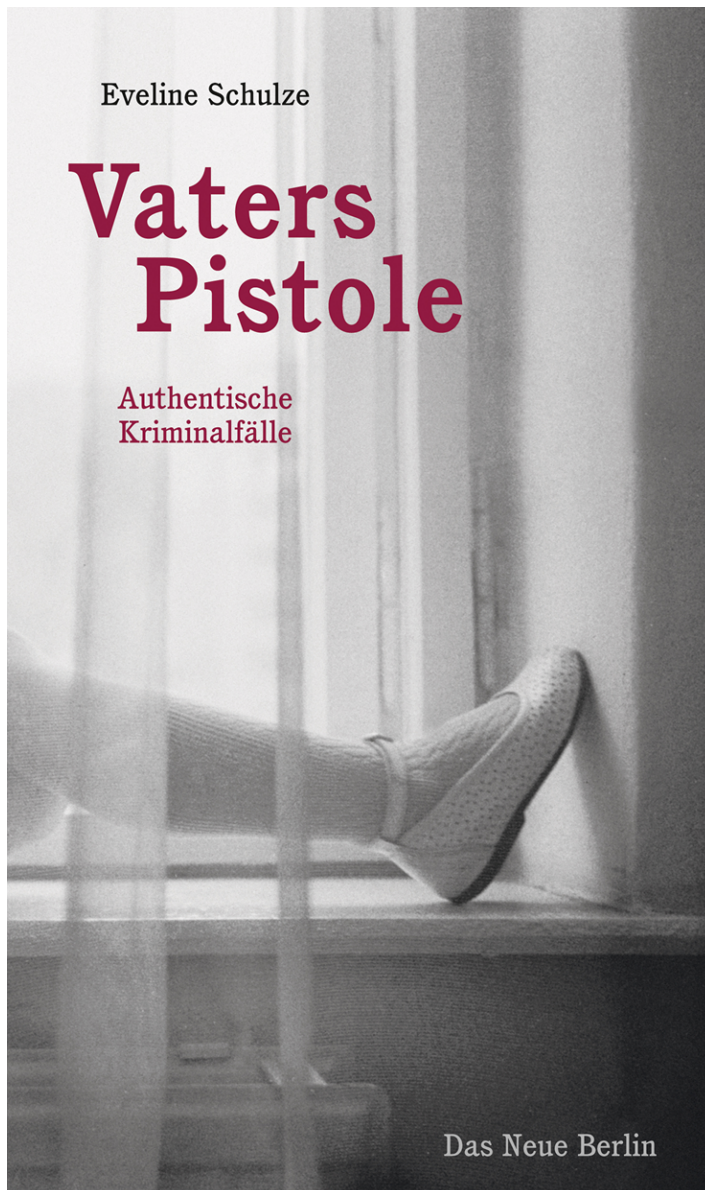


Das Neue Berlin

Eveline Schulze

Vaters Pistole

Authentische
Kriminalfälle



Das Neue Berlin

Impressum

ISBN eBook 978-3-360-50085-4

ISBN Print 978-3-360-02194-6

© 2015 Das Neue Berlin, Berlin

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin,

unter Verwendung eines Fotos von SLUB Dresden/Deutsche Fotothek, Gerd
Danigel

www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de

Die Fotos stammen aus den Akten und sind authentisch, hingegen wurden zur
Wahrung der Persönlichkeitsrechte die Namen von Tätern und Opfern,
Angehörigen und Zeugen verfremdet. Das gilt auch für die ermittelnden
Kriminalisten. Dialoge und Abläufe von Handlungen sind frei erfunden.

Eveline Schulze

Vaters Pistole

Authentische Kriminalfälle

Das Neue Berlin

Vaters Pistole

Der Himmel ist trüb. Wolken fließen ineinander und bilden eine dunstige Decke. Kein Farbkleck, kein Loch, durch das ein wenig Blau schimmert. Um die Ecken bläst kalter Wind und lässt die gefühlte Temperatur um einige Grade unter Null fallen. Er zerteilt nur mäßig den Qualm, der aus den Essen steigt. Braunkohle, gefördert in den Tagebauen im Nachbarbezirk, macht das Atmen schwer. Der Rauch lastet auf den Dächern und fällt aufs schneelose Pflaster in den Straßen und in die Lungen.

Krause hasst den Winter. Zumindest solche. Früher, als noch Schnee fiel und der Frost klirrte, als die Neisse von ihren Rändern her zuwuchs, bis eine Eisdecke sie verschloss, auf der man auf die andere Seite des Flusses gelangte – das waren noch Winter! Das hier ist nur unangenehmes Schmuddelwetter. Wobei, Krause hält inne, vor drei Jahren gab's ja diesen schweinekalten Winter, von dem die Metereologen behaupteten, es sei der kälteste seit dem Kriege gewesen. Drei Monate Frost am Stück, nicht nur die Neisse war gänzlich zugefroren, selbst die westliche Ostsee war es. Die Schule fiel aus, weil keine Kohle mehr kam: Die Förderbrücken in den Tagebauen waren eingefroren, und in den Waggons lagen große Klumpen Eis. Die Bergleute und die Soldaten der NVA mühten sich redlich mit Brechstangen und Propanbrennern, aber in den Stromfabriken und Heizkraftwerken kam dennoch zu wenig Kohle an. In ihren Büros, Krause erinnert sich, blieben die Fensterscheiben undurchsichtig und der Atem hing als Wolke in den unterkühlten Räumen des Volkspolizeikreisamtes. Sie hockten damals in ihren Wintermänteln hinter den Tischen und zogen nur zum Schreiben die Handschuhe aus. Gottlob mussten sie kaum was notieren: Auch Karnickeldiebe und Einbrecher

schiene einen Schongang eingelegt zu haben. Es war eine wenngleich kalte, so doch ruhige Zeit.

Nun ja, diesbezüglich hat sich wenig geändert. Der Januar ist in jedem Jahr ereignisarm. Als hielten alle Winterschlaf oder wären noch satt und träge von Weihnachten. Erst allmählich kommt das Jahr in die Gänge. Man wühlt in den Altlasten und studiert zum Zeitvertreib die Akten von Fällen, die ungelöst in den Schubfächern ruhen. Dort endet auch ihr Dasein, denn es handelt sich meist um Bagatelldelikte. Mein Gott, ob sie nun den Täter, der in der Hauptpost neben dem Bahnhof die große Scheibe einwarf, ermitteln oder auch nicht: Die Versicherung hat gezahlt, und das Fenster ist wieder dicht. Und fänden sie ihn, dann wäre das ein Fall für die Konfliktkommission des Betriebes oder – sofern aus politischen Gründen der Stein geflogen ist – einer für die Staatssicherheit. Aber bei Lappalien wie dieser wartete man in der Regel auf das Gras, welches über die Sache wächst, und solches Gras spross selbst im Winter.

Krause schiebt seinen Bauch durchs Portal und nickt dem Unteroffizier hinter der Scheibe zu. Die werden auch immer jünger, denkt er, als er in das Milchbartgesicht blickt, in welchem die Pickel blühen. Aber vielleicht liegt es auch daran, dass ich selbst immer älter werde, sagt sich Krause, und ein Anflug von Altersmilde und Verständnis macht sich in ihm wohligh breit. Es schmeckt nach Rente und Nichtstun. Acht Jahre noch.

»Gab's was?«

Die Frage zieht er noch beim Stellen zurück. Das wird ihm der Operative Diensthabe schon sagen, den er ablösen wird. Der Job läuft im Schichtbetrieb, 24 Stunden am Tag, rund um die Uhr muss die Volkspolizei erreichbar sein. Das Verbrechen schläft nicht, die Polizei folglich auch nicht.

Der Milchbubi in Uniform schüttelt den Kopf. Er weiß, dem alten Hauptmann von der K muss er keine Meldung machen. Nur wenn der Leiter der Dienststelle kommt oder

sein Politstellvertreter hat er die Hacken zusammenzuknallen und zu melden, dass sich keine besonderen Vorkommnisse zugetragen hätten. Er blinzelt über den Rand seiner Hornbrille. »Nein, nichts.«

Da ist Krause allerdings schon mit wehenden Mantelschößen an ihm vorbeigerauscht. Wobei das nicht ganz präzise das Tempo beschreibt, mit dem sich Krause durch den Polizeikorridor bewegt. Er eilt gemächlichen Schritts, also nicht sonderlich schnell, aber auch nicht betont langsam. Dabei knöpft er sich den Mantel auf und lockert den Schal, der unterm Doppelkinn kunstvoll zu einem Knoten geschlungen ist, wobei Krause penibel beim Binden darauf achtet, dass der vordere Teil den darunterliegenden allenfalls um fünf Zentimeter überragt. Allein an der Trageweise des Schals lässt sich erkennen, dass Krause sehr korrekt ist. Selbst wenn man die fürsorgende Hand und den kontrollierenden Blick einer Ehefrau in Rechnung stellte – und dies muss man in Krauses Falle selbstredend tun –, verliert sich dieser Eindruck nicht. Stets sitzt der Binder fest und unverrückbar unter Krauses Kehlkopf, nie hat einer der Genossen auf der Dienststelle erlebt, dass Krause dieses Mordinstrument je gelockert hätte. Nicht einmal bei 40 Grad im Schatten erlaubte er sich eine solche Erleichterung, damit allen zeigend, was er für ein harter Hund ist. Trotz seines Alters.

Hans Krause wäre nun seit fast vier Jahrzehnten bei der Polizei, wenn er damals bei den Nazis nicht freiwillig ausgeschieden wäre. Ein ärztliches Attest, um das er sich bemüht und welches ihm ein Gesinnungsgenosse ausgestellt hatte, verhinderte erfolgreich, einen Eid auf den Reichskanzler Hitler leisten zu müssen, was der junge Kriminalbeamte Krause aus politischer Überzeugung ablehnte. Nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft hatte er sich erneut bei der Polizei gemeldet. Die befand sich gerade im Aufbau und war froh über jeden Bewerber

mit weißer Weste. Die mit einer braunen und befleckten hatte man aus dem Polizeidienst entlassen, sofern sie sich nicht schon von selbst entfernt hatten. Aus dem Dienst, aus der Stadt, aus der sowjetischen Besatzungszone. Krauses Partei gab es nicht mehr, sie hatte sich mit den Kommunisten vereinigt, und da er ein politischer Mensch war und blieb, hatte er sich der Einheitspartei angeschlossen. Die war, aufs Ganze betrachtet, seine politische Heimat geworden, auch wenn ihm dieses und jenes nicht sonderlich schmeckte. Die Losungen schienen ihm zu laut und die Aufmärsche zu zahlreich, die Nachsicht bei Irrtümern anderer zu gering und bei den eigenen zu gewaltig, hingegen der Umgang mit vermeintlichen Abweichlern von »der Linie« zu hart. Doch die sozialen Ziele, denen die Gesellschaft zustrebte, diktiert eben von jener Diktatur, die sich die der Arbeiter und Bauern nannte, sind auch die seinen: Er will, dass es gerecht und friedlich zugeht, dass Kinder zur Schule gehen und anschließend einen Beruf erlernen oder studieren können, dass jeder Arbeit und ein Dach über dem Kopf hat, und sollte man mal erkranken, dass Ärzte sich um einen sorgen. So kann man glücklich und alt werden.

Solche Sachen sind Krause wichtig. Und darum ist er auch bei der Polizei, genauer: bei der Kriminalpolizei. Er hat damals, in den frühen 50er Jahren, eine fundierte Ausbildung gemacht, von der er zehrt. Keine Wald- und Wiesenkurse, in denen das Bimsen von Dienstvorschriften und Rechtsgrundsätzen im Vordergrund stand, sondern solides Handwerk. Unlängst hatten sie an der Berliner Humboldt-Universität eine Sektion Kriminalistik aufgemacht, und kurzzeitig spielte er sogar mit dem Gedanken, sich dort einzuschreiben, aber dann besann er sich seines Alters und des nahenden Endes seines Berufslebens. Dann würde er eben als Hauptmann in Rente gehen und nicht als Major. So viel Unterschied macht das bei der Altersversorgung nicht aus. Warum also sollte er

einem jüngeren Kollegen, der noch Zukunft hat, den Platz im Hörsaal wegnehmen? Krause ist vom Wesen her durchaus altruistisch veranlagt.

Er öffnet die Tür. Sarkowski blickt kurz auf, nickt freundlich und nimmt den Telefonhörer nicht vom Ohr. Konzentriert hört er zu. Krause sieht, wie er mit dem Bleistift Notizen macht. Er steckt den Bügel in den Mantel und hängt ihn in den Schrank, mit dem Schal im rechten Ärmel. Natürlich. Dann wartet Krause das Ende des Telefonats ab.

Sarkowski ist Mitte Dreißig. Ein guter Mann. Als Kriminalist. Ansonsten ein Hallodri. Am Beginn seiner Laufbahn bei der Görlitzer VP stand eine Parteistrafe. Sarkowski war fremdgegangen. Nach einer Feier, wo, wie üblich, ganze Flaschenbatterien geleert worden waren, hatte er sich mit einer jungen Kollegin seitwärts in die Büsche geschlagen. Beide waren verheiratet, allerdings nicht miteinander. »Die Partei« fühlte sich für alles zuständig, auch für die Moral. Zudem war »die Partei« ziemlich prüde und diesbezüglich etwas spießig, weshalb dieser außereheliche Koitus, von dem offenkundig ein Tugendwächter Kenntnis nahm und Mitteilung machte, Gegenstand zweier Parteiverfahren wurde. Nun war »die Partei« nichts Abstraktes, sondern es handelte sich um konkrete Menschen mit sehr unterschiedlichen Charakteren, mit so'nen und solchen, und je nachdem, ob die eifernden Moralapostel oder die Nachsichtigen und Toleranten in der Mehrzahl waren, verliefen auch die Versammlungen entsprechend. Das Urteil der Inquisition war analog. Dieses Votum musste anschließend Gnade vor den Augen der Kreisleitung finden oder kam zur Nachbesserung in die Parteiorganisation zurück. Die Auswahl der erzieherischen Maßregelungen (welche auch von staatlichen Maßnahmen begleitet wurden) war, wie alles in der DDR, bescheiden. Es gab die Rüge, die Strenge Rüge und den Ausschluss aus der Partei.

Die beiden Fremdgänger kamen, wegen ihres Alters, wie es ausdrücklich hieß, mit einer Rüge davon. Diese war nach einiger Zeit, wie üblich, aus den Akten gelöscht worden, und beider Beförderung auf der Dienstlaufbahn stand fürderhin nichts mehr im Wege. Doch die Sache wirkte nach. Eigentlich hätte Sarkowski schon Oberleutnant sein müssen.

Krause hatte sich damals schützend vor Sarkowski und die junge Kollegin gestellt, was nicht nur ihrem Aussehen geschuldet war. Aber es wäre fernab der Realität, würde man annehmen, dass dies bei Krause überhaupt keine Rolle gespielt hätte. Man solle gefälligst die Kirche im Dorf lassen, hatte er damals gesagt, und akzeptieren, dass wir alle keine Mönche oder Nonnen seien. Ja, rief daraufhin ein Naseweis, wir sind Genossen! – Ach nee, entgegnete Krause ironisch, und die unterliegen einem noch strengeren Zölibat als die Kuttenträger? Das Gelächter trug wesentlich zur Entspannung bei und wohl zu einem milden Urteil.

»Na, Klaus, was liegt an«, erkundigt sich Krause, als sein Kollege endlich den Hörer auflegt. Dessen Ohr weist eine dunkelrote Färbung auf. So fest hatte er die Muschel an den Kopf gepresst.

»Tach auch«, sagt Sarkowski und reißt den Zettel vom Block. »Das glaubst du nicht.«

»Was soll ich nicht glauben?«

»Wir haben zwei Tote.«

»Unfall.«

»Nee, Mord.« Sarkowski bedient die Scheibe am Telefonapparat, sie ratscht vernehmlich beim Zurückdrehen. Krause schweigt und schaut zu, er will nicht stören. Er kennt das Prozedere: Dienstwagen bestellen, Kollegen und Kriminaltechnik in Trab setzen, Notarzt rufen und den Staatsanwalt informieren. Das volle Programm. Auf diese Weise bekommt er selbst gleich mit, was los ist. Da muss er nicht extra um Ausführungen bitten.

Aha, denkt er beim Mithören. Ein Tötungsdelikt mit vermutlich zwei Opfern in der Stadt. Das gab es lange nicht. Hatten wir überhaupt jemals einen Doppelmord? Krause muss lange in seiner Erinnerung wühlen, ehe ihm ein solcher Fall vors geistige Auge tritt. Handelt es sich überhaupt um einen Doppelmord? Man wird sehen.

Sarkowski spult das Programm professionell ab, als wäre dies seine tägliche Übung. Krauses Anerkennung ist ihm sicher. Ruhig und ohne sonderliche Erregung spricht er seine Ansagen in den schwarzen Bakelithörer. Nachdem der letzte Anruf getätigt ist, erhebt sich Sarkowski rasch. Während er suchend auf dem Schreibtisch umherblickt, fragt er kurz: »Übernimmst du?«

»Natürlich. Das heißt ...«

»Ach klar, du hast ja Stallwache.« Sarkowski schlägt sich an die Stirn. Nun hat er doch geschwächelt, die Aufregung hat ihn den Dienstplan vergessen lassen. Dann findet er, wonach er sucht. Die Taschenuhr war unter den Tischkalender gerutscht. Dieser zeigt Dienstag, den 17. Januar 1967.

»Ich sag Bescheid, dass jemand von der Bereitschaft den Operativen Diensthabend übernimmt.« Krause greift zum Telefon. »Du hast Feierabend.«

»Lass mal. Das interessiert mich, ich komme mit. Feierabend ist täglich, Doppelmord selten.«

Vor den Stufen zum Amt knattert bereits der Barkas. Blaue Rauchschwaden fahren schubweise aus dem Auspuff. Die beiden Kriminaltechniker wuchten ihre Koffer ins Fahrzeug und schwingen sich hinterdrein. Sarkowski und Krause müssen noch warten. Dann quietschen die Bremsen eines buckligen Wolga. Alsbald versinken die beiden in den weichen Polstern auf der Rückbank.

»Melanchthonstraße«, kommandiert Sarkowski. Er ist gewohnt, Weisungen zu erteilen.

»Nummer?« Der Fahrer dreht sich um. Die Mundwinkel hängen nach unten. Das Gesicht freundlich zu nennen wäre

ein wenig übertrieben. »Ich kann zwar Winterreifen besorgen, obwohl es keine gibt, und Werkstatttermine – aber Gedanken lesen kann ich nicht.« Das ist die Antwort auf die ein wenig herrische Ansage des Leutnants.

Sarkowski ist sich dessen bewusst und nuschelt eine Ziffer.

»Das ist doch kurz vor der Kreuzung Lutherstraße.«

»Keine Ahnung«, reagiert Sarkowski nun wieder etwas unwirsch. »Fahr schon endlich los.«

»Geht's etwa um Leben und Tod?«

»Nee, nur um Tod«, sagt Krause, der als Freund subtilen Humors in der Dienststelle bekannt ist. »Das heißt also, du musst nicht rasen – wir kommen ohnehin mal wieder zu spät.«

»Was heißt denn *mal wieder*?« Sarkowski nimmt es persönlich. »Als wenn ich was dafür könnte.«

Krause legt väterlich seine Hand auf den Unterarm seines Nachbarn. »Klaus, nun halt endlich die Luft an. Du bist ein wenig nervös, das ging mir in deinem Alter auch so, wenn wir an einen Tatort fahren.« Und als müsste er ihn ablenken, wechselt er abrupt das Thema.

»Heute schon das Zentralorgan gelesen?«

Sarkowski schüttelt den Kopf. »Lese nur die *Sächsische Zeitung*.«

»War eine ADN-Meldung, die wird auch im Bezirksblatt gestanden haben.«

Sarkowski schweigt. Er weiß, dass ihm Krause gleich mitteilen wird, was dieser so sensationell fand. Er hat sich nicht getäuscht.

»Sie zitieren eine Sendung des westdeutschen Fernsehens ...«

»Das müssen sie ja auch. In Görlitz kriegen wir es nicht rein ...« Sarkowski flüchtet sich in Sarkasmus.

»Sei froh – wir dürften es ohnehin nicht sehen. So bleibt dir die Entscheidung erspart, ob du den einen oder den anderen der beiden Kanäle nimmst.« Krause höhnt nicht

minder bissig. Auch ihn ödet das parteilich verordnete Verbot an. Polizisten, Lehrern, Soldaten, Grenzern ist es untersagt, sich beim Klassenfeind zu informieren.

Genossen sowieso.

»Und, was zitieren sie nun Aufregendes?«

»So ein Oberpostbeamter in Hannover hat in einer Sendung erklärt, dass in jedem Monat etwa eine halbe Millionen Postsendungen aus der DDR in seiner Behörde angehalten, kontrolliert und zum großen Teil vernichtet werden. Man beruft sich dabei auf das Verbringungsverbotsgesetz.«

»Glaubst du das?«

»Was? Dass sie drüben systematisch Briefe durchschnüffeln?«

Sarkowski nickt. »Kann ich mir nicht vorstellen. Das klingt mir sehr nach Propaganda.«

Krause hängt seinen Gedanken nach. Er hält es für möglich. »Das stand als Meldung auf der ersten Seite, kannst du nachsehen.«

»Was beweist das?«

»Da sie den zuständigen Regierungsdirektor der Oberfinanzdirektion mit Namen nennen, wird's wohl stimmen. Vielleicht ist die Zahl der konfiszierten Sendungen übertrieben – angeblich 99 Prozent der geöffneten werden vernichtet. Aber vom Prinzip her halte ich das für möglich.«

Nach einer Pause sagt Sarkowski erleichtert: »Von mir sind keine Briefe dabei. Wir dürfen ja keine Westkontakte haben.«

»Warum wohl.«

Wieder schweigen beide.

»Eine halbe Million?« Sarkowski stößt hörbar Luft aus.

»Merkt das denn keiner?«

Hauptmann Krause hebt die Schultern. »Merken vielleicht schon. Die meisten werden allerdings vermuten, dass

andere daran schuld sind, wenn sie die Post nicht erreicht ...«

»Das fürchte ich auch«, sagt Sarkowski und klopft dem Fahrer auf die Schulter. »Da vorn rechts halten.«

»Wo der Mann steht?«

»Genau. Der hat angerufen. Ich habe ihm gesagt, dass er vorm Haus warten soll.«

Der Wolga hält im Zentimeterabstand neben dem Bordstein. Hinter ihm stoppt der Zweitakter mit der Kriminaltechnik. Die beiden Kriminalisten mühen sich aus der »Russensänfte«. Krause schließt sofort den Mantel, es ist unverändert kalt und trüb.

»Herr Schwitter?« Sarkowski begrüßt den Mann mit Handschlag, der am Vorgartenzaun wartet. Der trägt eine Wattejacke und eine Pelzkappe, deren Ohren mit Bändsel lose nach unten hängen. Neben seinen Füßen steht ein Werkzeugkoffer. Er merkt den Blick des Kriminalisten. »Ich überprüfe im Auftrag der Stadt die Stromeingänge in die Häuser. – Schwitter, ja.« Er reicht auch Krause die Hand.

»Erzählen Sie mal.«

Schwitter räuspert sich. »Wie ich schon am Telefon sagte, hat es hier mehrmals im Haus geknallt, als ich aus dem Nachbargebäude kam.« Wie zur Bekräftigung weist er auf das Haus nebenan. »Kurz, trocken, baff, baff, baff ... Wie Pistolenschüsse.«

Krause verzieht ein wenig mokant das Gesicht. »Woher wollen Sie das wissen?«

»Ich bin bei der Kampfgruppe. Da schießen wir manchmal mit der Makarow.«

»Ach so.«

»Sie hörten die Schüsse und sind dann gleich ins Haus gelaufen. Stand die Tür offen?«

»Hier schließt doch niemand die Haustür ab.« Der Elektriker lächelt. »Wo leben wir denn.«

Krause mustert den grau verputzten Bau. Daneben ist eine überbaute Hauseinfahrt. »Gehört das noch zum

Grundstück?«

Schwitter nickt. Hinten habe Max Junge seine Schlosserei gehabt. Er sei in den 50er Jahren gestorben, seine Frau vor ein paar Jahren. Die Tochter hat dann Wohnung und Werkstatt übernommen.

»Sie kennen sich hier aus.« Sarkowski drängt zum Hauseingang, er ist nicht zum Plaudern gekommen. Außerdem hat er Feierabend.

»Ich wohne um die Ecke. Hier kennt jeder jeden.« Das klingt fast wie eine Entschuldigung. Schwitter stapft den beiden hinterher, Sarkowski dreht sich tadelnd um. Krause macht eine beschwichtigende Geste. Das ist wirklich albern, den Mann vor der Tür stehen zu lassen. Er war schließlich bereits im Haus und weiß folglich, was sie drinnen erwartet.

Die Kriminaltechniker hingegen bleiben im Auto. Sie handeln nur auf Befehl. Und der ist noch nicht gegeben. Also warten sie, bis sie gerufen werden.

Sarkowski stößt die Wohnungstür im Erdgeschoss auf, als fürchte er dahinter etwas, das ihn anfallen könnte. Fehlte bloß noch, dass er die Dienstwaffe zieht, denkt Krause. Die Holztür dreht sich schwer in der Angel und gibt den Blick frei in einen Flur, der die Bezeichnung Diele nicht verdient. Flurgarderobe, Spiegel, Anrichte, Hängelampe von der Decke, zwei, drei gerahmte Drucke an der Wand. Vier Türen. Küche, Klo, Keller und die »Gute Stube«. Krause kennt sich aus. Egal, wie diese Häuser draußen ausschauen, innen gleichen sie sich alle. Dem Augenschein nach stammt auch dieses Haus aus den 30er Jahren. Die Nazis wollten durch Sozialmaßnahmen die Massen hinter sich bringen, dazu gehörte auch der geförderte Wohnungsbau.

Die Zimmertür am Endes des Flures ist offen.

»Da«, sagt Schwitter und weist mit dem rechten Arm in diese Richtung. »Da habe ich sie gefunden.«

Sarkowski geht über den Läufer auf das Wohnzimmer zu, ohne nach links oder rechts zu schauen. Warum auch. Das kann man später immer noch.

Ein leicht süßlicher Geruch hängt im Raum. Krause kennt ihn. So riecht Blut, ehe es gerinnt. Es ist keine Stunde her, dass es geflossen sein muss.

Das Wohnzimmer sieht aus wie die meisten, die Krause kennt. Zwei Fenster mit Gardinen, die weißen Stores enden knapp über den Dielen. Ein Esstisch mit vier Stühlen und geblümter Tischdecke, eine Art Sekretär mit einem Armlehnstuhl, darauf eine Schultasche, ein schweres Vertiko mit Glasaufsatz. Davor ein Teppich. Und darauf liegen sie. Unter der Frau, die auf dem Rücken liegt, ist Blut hervorgetreten und in den Teppich geflossen, der Pullover auf der Brustseite ist ebenfalls in der Mitte rot und weist ein Einschussloch auf. In Höhe ihres Kopfes liegt eine Pistole.

Daneben, wie schlafend dahingestreckt, ein Mädchen, die Arme auf dem Körper. Aus dem Kopf ist Blut ausgetreten, er ruht in einer Lache.

Es herrscht Totenstille im Raum. Sarkowski und Krause verharren am Eingang, der Anblick der beiden Leichen verschlägt ihnen die Sprache. Was ist hier geschehen? Und was ging der Bluttat voraus?

Nahezu auf Zehenspitzen, als fürchteten sie die Stille zu stören, betreten die beiden Kriminalisten das Wohnzimmer. Schwitter bleibt an der Tür stehen. Er weiß, dass er drinnen nichts verloren hat und er den beiden nicht vor die Füße trampeln sollte.

Vor der Leiche der Frau geht Sarkowski in die Knie. Er legt zwei Finger an die Halsschlagader, um sich zu vergewissern. Er nickt. Dann richtet er sich wieder auf. Das Mädchen ist ebenfalls tot, das muss er nicht überprüfen. Deutlich ist die Einschussöffnung an der rechten Schläfe zu erkennen. Auf der linken Seite ist die Kugel ausgetreten und hat den Schädel merklich aufgerissen.

»Neun Millimeter«, sagt Krause. Er kennt die Pistole. Er trug sie als junger Polizist in der Weimarer Republik, und auch nach dem Krieg war die 08 bei der Polizei im Gebrauch, weil es noch keine anderen Waffen gab und reichlich von diesem Modell existierten. Die Parabellum wurde von 1908 bis 1945 gefertigt und war darum eine der meistproduzierten Pistolen der Welt. Sie ist noch immer bei der VP im Einsatz, wobei inzwischen auch andere Handfeuerwaffen im Dienstgebrauch sind. Krause trägt seit drei Jahren die Pistole 1001, das ist der DDR-Nachbau der Walther PP. Schließlich wurde die Waffe in den 20er Jahren von der Carl Walther GmbH in Zella-Mehlis entwickelt. Und Zella-Mehlis liegt im Thüringer Wald, Bezirk Suhl. Wie Krause gehört hatte – denn zu sehen gab es die seit 1962 gedrehten Bond-Filme in der DDR nicht – trug 007 ebenfalls eine Walther PPK. Doch im Unterschied zum Agenten des britischen Geheimdienstes hat Krause seine Kanone noch nie außerhalb des Schießstandes benutzt. PPK, so heißt es, stünde für »Polizeipistole Kriminal«, auch wenn die Bezeichnung »Polizeipistole kurz« weitaus populärer, aber eben falsch ist.



Die Parabellum, die Tatwaffe am Tatort

Hans Krause unterbricht seinen Gedankenfluss und spricht ein wenig von oben herab auf Sarkowski, der noch immer vor dem Leichnam des vielleicht 15-jährigen Mädchen hockt: »Klarer Fall, wir sollten die Kriminaltechniker rufen.«